

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Heimweh.

Von H. Scherer.

Schied auch die Musik lange schon vom Meer, das ihre Heimat war: In ihrer Tiefe rauscht ein Ton Wie Meereschwebe immerdar.

Nach kam auch nie ein Herz zurück Zum Herzen, das es jetzt lag. Es singt von dem verlorenen Land Noch bis zu seinem letzten Schlag.

Onkel Ferdinand selig.

Eine Charakterstudie von Karl Hooper.

Also eines Tages hieß es, Onkel Ferdinand sei tot. Die Tante hatte es geschrieben und ich hatte pflichtschuldigst telefoniert. Aber tot ist ein Mensch für uns doch erst, wenn er uns zu sehen beginnt, und so habe ich einen rechten Begriff davon, daß Onkel Ferdinand tot ist, erst jetzt, wo ich mich selbst überzeuge habe, daß er nicht mehr da ist.

Schon als ich auf dem Bahnhof in unserem kleinen Nest anlangte, merkte ich, daß etwas passiert war. Onkel Ferdinand war nicht da, niemand erwartete mich. Sonst war nämlich der Onkel immer zur Stelle, er war allerdings auch immer da, wenn er niemanden zu erwarten hatte, denn das war so seine Gewohnheit. Er nahm, wie er zu sagen pflegte, den Zug ab, etwa wie ein kommandierender General eine Truppenkavallerie abholt. Sozusagen sein ständiger Adjutant des Stationsvorstehers war er, der durch das Erscheinen meines Onkels mit größerer Pünktlichkeit an das bevorstehende Eintreffen des fälligen Zuges erinnert wurde als durch das lästige Bimmeln der Signalglocke. Kam dann das Zuggleis glücklich an und endlich es aus seinen kleinen Kerkern die wenigen Menschen, die auf einer der benachbarten Stationen zugewiesen waren, dann gab der eine oder der andere dieser Zeugen aus einer ferneren Welt den beiden Männern willkommenen Gelegenheit zu allerhand Betrachtungen über die Veränderlichkeit der Zeiten im allgemeinen und über dies und jenes im besonderen, und wenn gar einer von uns Jungen in unsere Vaterstadt Eintreten hielt, um von der Heide des Großstadtlebens ein paar Stunden aus dem heimatischen Herde zu lassen, dann mußte der biedere Stationsvorsteher vor Antritt des Zuges aus dem Munde des Onkels eine besonders großartig angelegte Schilderung der Großstadt des aus der Residenz erwarteten Reffen über sich ergehen lassen.

Es ist wahr, die Verehrung, die wir Onkel Ferdinand entgegenbrachten, beruhte ganz auf Gegenseitigkeit. Der Grund lag nahe. Es ist eine alte Geschichte, der Prophet hat nicht in seinem Vaterlande, und so hieß Onkel Ferdinand, wenn man von dem bereits rühmlichst erwähnten Stationsvorsteher absehen will, bei seinen Stadtgenossen vielfach auf einen häßlichen Widerstand, wenn er ihnen seine allerdings schon reichlich oft und ausführlich vorgetragenen Ideen und Theorien immer wieder von neuem klar zu machen unternahm. In so einer kleinen Stadt hat eben jedermann seine eigenen Interessen, und die Leute weigern sich schließlich, den Angelegenheiten der nächsten mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als durch das übliche Maß der einseitigen Neugierde geboten erscheint. Onkel Ferdinand war in der Tat ein Mann, der sich auf dem Gebiet der außerordentlichen Wissenschaften, die er freudig sich ehrlich auf jeden Antömmel und vor allem auf den Besuch von uns Jungen, die zu ihm doch in einer Art Autoritätsverhältnis standen und deshalb zu mehr gutem Willen verpflichtet waren als alle die andern.

Onkel Ferdinand hatte eben das Bedürfnis, sich mal ordentlich auszupressen. Ja, das war das richtige Wort. Ausprechen mußte er sich, Onkel brante förmlich darauf. Und deshalb war es auch, wenn er des Reffen schon von weitem im Coupé immer anschauend wurde, das er, daß er ihm mit seinem treuerzigen Gesicht verheißungsvoll entgegenkam, als wenn er sagen wollte: „Die höchste Zeit, daß Du kommst! Große Dinge lauten Deiner!“

Ruh, und dann ging's los. Schon der Gang die Treppe hinunter zu den wackligen Omnibus verriet nicht ohne Schwierigkeit. Immer wieder blickte Onkel Fernand, packte an jeder besonders wirkungsvollen Stelle seine Hände den arbeitsamen Reffen an, mußte und mußte ihn und reichte mit solchem Eifer auf ihn ein, daß der Reffe gar nicht erst recht zur Besinnung kommen konnte. Dabei nickte sich der Onkel behändig hin und her, als ob ein Unbekannter eines seiner Geheimnisse, die er unter Beobachtung derselben Re-

schheit bereits hing und Runz anvertraut hatte, belauschen und ihn heimlich in seinen wohl bedachten Interessen schädigen könnte.

Allerdings muß zugegeben werden, daß die Offenbarungen des Onkels sich wohl der Verschwiegenheit empfahlen, denn wenn seine Pläne auch nur die geringste Aussicht auf Verwirklichung hatten, so hätte jedes unbedachte Wort unermesslichen Schaden anrichten können. Von allen seinen Ideen konnte das freilich nicht mit unbedingter Sicherheit behauptet werden, so — um nur ein Beispiel zu nennen — von der Idee, alle Eisenbahnzüge mit Badewannen auszurüsten. Ich glaube, in diesem Punkte wird man mir nicht unrecht geben; was sollen Reisende mit Badewannen, wo sie nach ihrer Ankunft im Hotel oder zu Hause die prächtigste Badeeinrichtung vorfinden und sich nach Herzenslust erweichen können. Aber so leicht ließ sich Onkel Ferdinand doch nicht überzeugen. „Sieh mal“, sagte er, „erstens verheißt Du das nicht, und zweitens, wenn so ein Reisender hundemüde zu Hause kommt und froh ist, in sein Bett kriechen zu können, oder wenn er...“

Waren es nicht Züge mit Badewannen, so war es irgend etwas anderes, was der Onkel auf Lager hatte. Niemals war er allein an der Bahn, immer hatte er eine gute Idee mitgebracht, die nicht minder gespannt den Fremden erwartete wie der gute Onkel selber. Was man endlich im Omnibus sah, der so furchtbar klapperte, daß man sein eigenes Wort nicht verstand und der Onkel gezwungen war, seine Geheimnisse mit einem Organ mitzutauschen, das die anderen Fahrgäste ungewollt zu Spionen von Onkel Ferdinands forsjam behüteten Projekten wurden.

Indessen die ganze Fülle der ontischen Gedankenflut pflegte sich auf den Besucher meist erst am zweiten Tage niederzulassen. Die Sache verließ dann so: Der Gast erwidert aus tiefem Schlummer, in dem die unbedingte Stille, die nur die steifste Kälte kennt, und der unbeschreibliche freundliche Duft heimatischer Minnen gewirkt hat, durch ein gewöhnliches Quitschen der Zimmertür. Erst glaubt er ein Gespenst vor sich zu sehen, aber wie sein Blick klarer wird, zeigt es sich, daß Onkel Ferdinand vor ihm steht. Sein Anzug ist nicht sehr salonsfähig, denn Onkel steht in Unterhosen da, auf der Hemdbrust ein gelbes, flügelartiges Häkchen, in der Linken einen Löffel mit rötlich brauner Flüssigkeit, in der Rechten eine gebrauchte Zahnbürste. Auf dem Gesicht gespannte Erwartung, was denn dieser seltsame Anzug auf den schlaftrunkenen Reffen für einen Eindruck machen werde. Endlich kommt die gewünschte Erklärung: Onkel Ferdinand hat ein Haarfarbmittel erfunden und an sich selbst ausprobiert. Onkel hat nämlich nahezu weißes Haar, aber seine Sehnsucht war von je, das verblühte Rot von Bart und Haar wiederherzustellen. Das war so eine kleine Schwäche von ihm, Onkel war immer Cavalier gewesen. Und nun war das Wunder gelungen. Der Bart wurde mit der Zahnbürste gefärbt, bis er endlich im herrlichsten Tizianrot erstrahlte.

Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß das Haar jeden Morgen von neuem gefärbt werden mußte, was ja freilich nicht eben für die Dauerhaftigkeit des neuen Farbstoffes zu sprechen schien. Onkel aber war verjüngt und nahm sichtlich geschmeidig den Ausdruck des Erstarrten und der Bewunderung des Reffen entgegen.

Hier muß eingeschaltet werden, daß Onkel Ferdinand zu diesem gewinnbringenden Resultat nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten gelangt war. Monatslang hatte er an dem Rezept gearbeitet, bis er diese ganz distillierte „Liquore“ heraus hatte. Und als der Wurf gelungen war, da waren die Schwierigkeiten keineswegs überwunden gewesen. Niemand wollte dem Onkel seinen Ruch lassen — was war aber Verdienst ohne Anerkennung? Besonders die Tante hatte für die Erfindungen und Entdeckungen des Onkels wenig Verständnis, und um so nicht zu zeigen, mußte er seinen Liebbestrebungen in aller Heimlichkeit nachgehen. War er dann endlich so weit, mit der vollendeten Aufgabe aufzutreten, dann hatte man anstatt der Bewunderung nur Worte des Spottes für ihn, meinte, daß er dasselbe Resultat mit Blausäure nicht minder gut hätte erreichen können, wenn es ihn nicht eben hätte. Daß Wanderschaft in der Farbe bedeutend haltbarer sei, und daß so der häßliche Redensarten mehr waren.

So hatte Onkel Ferdinand eben auch seine Sorgen. Daran änderte

auch nichts, daß jeder zweite Mensch, der meinem Onkel auf seinen täglichen Spaziergängen begegnete, ihm das Leben mit den Worten zu verbittern suchte: „Sie leben schön, so möchte ich's auch haben! Alle Tage spazieren gehen, nichts tun und andere Leute von der Arbeit abhalten! So möchte ich's auch haben!“ Was wußten diese Menschen von Onkel Ferdinands Sorgen! Ging er etwa zum Vergnügen spazieren, wäste er nicht ununterbrochen Gedanken an Gedanken durch sein Hirn, und war das etwa keine Arbeit, alle diese Ideen und Pläne, die doch schließlich der Allgemeinheit zum Besten dienen sollten?!

Lebrigens darf man nicht glauben, daß es nur etwa Deklatten zur Färbung von Haaren oder zur Beruhigung von Zahnschmerzen oder Hüfterschmerzen oder dergleichen waren, mit denen sich Onkel Ferdinand beschäftigte. Auch sozialpolitische Probleme beunruhigten ihn. Was ganz moderner Mensch war Onkel Ferdinand nicht zuletzt auf eifrige der Lösung der gerade jetzt so aktuell Dienstbotenfrage hingeworfen. Was ich unbeschreiben, wenn ich gelte, daß ich brufen war, in dieser Angelegenheit eine gewisse, wenn auch vielleicht nicht gerade rühmliche Rolle zu spielen?!

Eines Tages schied mir nämlich Onkel Ferdinand ein umfangreiches, mit der Hand geschriebenes Exposé. In dem ihm eigenen Stil führte er darin aus, wie sehr die Hausfrauen ihre Liebe mit der Beschaffung geeigneter Dienstmädchen und die Mädchen ihre liebe Not mit der Wahl einer passenden Herrschaft hätten. Onkel Ferdinand schlug deshalb ein treffliches Anstaltsmittel vor: eine sogenannte Dienstbotenzentrale. Diese Dienstbotenzentrale sollte von allen Hausfrauen des Deutschen Reiches unterhalten werden, indem eine jede jährlich den Betrag von zehn Mark zufließen. In diesem Institut sollten solche Mädchen, die sich dem Hausstand widmen wollten, unentgeltlich ihre Ausbildung erhalten; andererseits sollte die Dienstbotenzentrale gleichzeitig als Stellenvermittlungszentrale dienen.

Nun, ich stehe diesen Dingen zu fern, um ein Urteil zu haben, ob in dem Vorschlag Onkel Ferdinands ein gesunder Kern enthalten war, aber der jährliche Beitrag von zehn Mark ließ mir einen Zweifel an der Durchführbarkeit der Idee doch gerechtfertigt erscheinen. Wie dem auch sei, Onkel Ferdinand traute mir offenbar auf diesem Gebiet eine besondere Sachkenntnis zu, und er beschrieb mir deshalb nicht nur mit der freundlichen Prüfung seiner Vorschläge, sondern auch mit dem Auftrage, die Sache im Reichstage zur Sprache bringen zu lassen und die Kreise der Frauenrechtlerinnen für die Angelegenheit zu interessieren?!

Durch mich im Reichstag! Nun, das war leicht gesagt. Ich kenne nicht einmal den Ort der hohen Häuser, geschweige denn einen einflußreichen Parlamentarier. Immerhin bin ich nicht so schnell in Verlegenheit zu bringen. Ich sagte mir: Wenn man im Reichstag steht, mit einflußreichen Parlamentariern befreundet zu sein, so müssen es entschieden Nationalliberale sein. Ja, weißt nicht warum, aber ich habe das so im Gefühl. Es klingt so hübsch und verpflichtet zu nichts. Ich schreibe also dem Onkel, daß sich eine große Anzahl nationalliberaler Herren ganz eifrig für die Sache interessieren und ihr äußerst sympathisch gegenüberstünden. Indessen seien sie einflußreiche Generation für derartige hochpolitische Pläne noch nicht reif. Wenn der Onkel jedoch in zehn Jahren...

In zehn Jahren! Armer Onkel! Ahnte ich, daß Du schon nach einem Jahre von deinen Plänen und Hoffnungen zu ewigem Schlummer ruhen würdest!

Mit dem Reichstag hatte es also, wie man sieht, keine besonderen Schwierigkeiten. Schlimmer war die Sache mit den Frauenrechtlerinnen. Ich weiß nicht, aber seit dem Surrogatgesetztraktat trank ich an einem unbedeutenden Mißtrauen gegen alle freibaren Damen. Und nun sollte ich gar noch „Kreise der Frauenrechtlerinnen“ für die Sache interessieren. Einen Plural vom Plural! Ich zitterte an allen Gliedern. Aber auch hier fand ich ein Ausweg. Ich sagte mir wieder, daß eine ergebene Frauenrechtlerin sicherlich harmlos sei als jede lebende, kompatible. Alles wollte würde sich dann schon finden.

Ich benachrichtigte also Onkel Ferdinand, daß ich die „bekannte Frauenrechtlerin“ Fräulein Mathilde Methusius aus Hannover, die ihn nicht unbekannt sein dürfte, mit großer anerkennender Worten über

Onkels großartige Pläne ausgesprochen hätte. Indessen sei sie der Ansicht, daß die heutige Zeit für derartige hochpolitische Projekte noch nicht reif sei. Wenn der Onkel dagegen in zehn Jahren...

O, ich Lügner!... Onkels Antwort fiel über Erwartungen diplomatisch aus. Er dankte mir sehr für mein lebenswürdiges Interesse, er sei vor allem über das ehrende Urteil von Fräulein Mathusius aufrichtig erfreut. Nur gäbe es Leute — ich könnte mir ja denken, um wen es sich handelte — das war ein Hieb auf meine Tante! — die da meinten, eine Frauenrechtlerin namens Methusius gäbe es nicht, und die ganze Geschichte sei nichts als aufgelegter Schwindel. Auch die Sache mit den nationalliberalen Abgeordneten... und so weiter. Er selbst sei natürlich weit entfernt, in die Echtheit meiner Angaben und in den geringsten Zweifel zu setzen, immerhin würde es ihm eine große Vergnügung sein, wenn er schwarz auf weiß von Fräulein Mathusius eigener Hand sich ihre anerkennenden Worte besichtigen lassen könnte!...

Hm!... Eins war mir sofort klar: Ich mußte den Beleidigten spielen. Meine Antwort lautete: Ich sei recht erstaunt und wüßte absolut nicht, womit ich mir das Mißtrauen des Onkels verdient hätte. Selbstverständlich flüchte aber nicht das geringste im Wege, wenn der Onkel sich direkt mit Fräulein Mathusius in Verbindung setzen wollte. Die Dame wohne: Hannover, Breite Straße 189. Wollte er Brief schreiben, dann möge er sich beeilen, da die Dame gerade im Begriffe stehe, eine Propagandareise zu unternehmen. Auch hätte ich ihn dringend, die Wendung zu unterlassen, die auf ein Mißtrauen seinerseits gegen mich schließen lassen könnte. Das könnte doch einen zu peinlichen Eindruck machen.

Der Erfolg war verblüffend. Onkel Ferdinand schrieb einen geradezu zerstückelten Brief; er sei jetzt von der Echtheit meiner Mitteilungen überzeugt, an die Dame selbst zu schreiben, erwidere sich; Reider habe eben jeder; meinen Brief aber gäbe er nicht mehr aus den Händen, er könne ihn nicht genug lesen. In jedem Falle merke man, daß Fräulein Mathusius von der Sache etwas verstand. Gegen Mißgunst und Neid könne kein Mensch etwas, auch der beste und tüchtigste nicht, ankämpfen.

Armer Onkel Ferdinand! Lieb sein Brief nicht erlesen, was er um seiner eingebildeten Erfolge halber bei seiner Umgebung auszuhalten hätte! Man hätte ihn verurteilt, ihm die Abgeordneten der nationalliberalen Partei nachgeredet und Fräulein Mathusius als ein Gespenst hingestellt, das direkt aus dem Kospertheater entlaufen war. Kurz, man rief ihm Stille für Stille seiner Kräfte aus den Händen, die ihm der schamlose Reffe in bester Absicht gewonnen hatte. Was hatte dieser Mann um seiner trügerischen Ehre halber lesen und erdulden müssen! Und du gab es Leute, die ihm sein beglücktes Leben neideten, die es auch gern so gehabt hätten wie er, nichts tun und spazieren gehen den ganzen Tag, und die Züge abnehmen, und mit dem Stationsvorsteher über schönes oder schlechtes Wetter sprechen oder über dies und jenes. Nein, der unglücklichste Mensch von der Welt war Onkel Ferdinand, einer, der sich für die ganze Welt abarbeitete und abgab und bei seinen undankbaren Mitmenschen nichts fand als Unverständnis und Hohn!...

Und wo blieben dann erst die materiellen Sorgen! Geißel, um das liebe Brot brauchte sich Onkel Ferdinand nicht zu bekümmern, aber gab es denn sonst keine Dinge, die einem das bühnen Leben recht erschwerten. So zum Beispiel die gottverdamnte Stiefel. Wie hatte diese niemals fehlenden, immer brüden Dinge erstanden! Er, der Onkel, sicherlich nicht. Einer so unzulänglichen Verbindung würde er sich seit seinem Lebensgeheimnis haben... Onkel Ferdinand besch nicht weniger als zweiweddreißig Paar dieser Wackerertrakte oder kein einziges hatte. Wichtigstens, wenn der Onkel nicht gerade durch irgend welche hochpolitischen Dredn daran gehindert war, den Druck auf seine Hüftknochen zu schenken. War aber sozusagen die Stiefelperiode über ihn gekommen, nun, dann gab es in den ganzen Reffe genau soviel Stiefel, als verhängnisvoll als es im Winter irgend jemand im Orte war. Onkel Ferdinand ging, um nicht sein schmachvolles Urteil über Stiefel zu ändern und über den wunderbaren Aufbruch des Onkels im besonderen auszugeben. Häufig sah man dann, wie er und irgendeiner seine Stadtgenossen tiefinnig miteinander plauderten

und den Blick nicht von Onkels Fußbekleidung lassen wollten. Gesenkte Hauptes standen sie da, bis endlich Onkels Partner seinen Zweifel mehr daran hatte, daß es einen hübscheren, normaler gebauten Fuß in der ganzen Welt nicht gab, als den Onkels Ferdinands. Dieser leidigen Schuhe wegen mußten nicht selten weite Reise unternommen werden, die den Onkel zu den berühmtesten Schuhkünstlern Wiens und Karlsbads führten, aber passende Stiefel hat der Onkel nicht gefunden. Die Schuster laugten eben alle nichts, anderwärts ebenso wenig wie zu Hause... Und nun frage ich: gab es auf der ganzen Welt noch einen Menschen, der so viele Sorgen hatte wie Onkel Ferdinand? Nein, das gab es nicht. Und die Sorgen haben meinen Onkel ins Grab gebracht!...

Eines Tages war er tot... Er hinterließ zweiweddreißig Paar zum größten Teil ungebrauchte Stiefel, Hunderte von Flaschen und Ampullen mit geheimnisvollen Säften, Tausende von Aufzeichnungen, Entwürfen, Modellen, und Handwerkszeug in Hülle und Fülle. Alles Zeugen seiner Sorgen, Zeugen seiner Leiden!...

Ich habe dieses eigenartige Museum beschlagnahmt, und mir ist recht weh ums Herz geworden. Armer Onkel Ferdinand! Jetzt erst ist mir klar, daß auch der Glückliche von uns ohne ein gürtelt Maß von Sorgen und Kummer nicht leben kann... Vielleicht ist diese Lehre meines Lebens wertvoller als dein Magenbitter, dein Tizianrot und deine Hüfterschmerzmittel!...

Blumensprache.

Humoreske von Michael Mohlhaas.

Glauben Sie, daß es hinterlistigere Menschen gibt, wie Kavaliers? Ich nicht. Kavaliers sind geborene Todfeinde, bekämpfen sich mit allen Mitteln und — wer das Glück hat, führt die Braut heim!...

Benno Flips und ich, wir beide haben bei einem der hübschesten Mädchen des ganzen Städtchens und schickten ihr die Court. Wie bei einer Auktion, so überboten wir uns mit Liebeswürdigkeiten: sagte er gnädiges Fräulein, sagte ich gnädigstes Fräulein, worauf er dann wieder mit einem allergnädigsten Fräulein aufwartete.

Wiege Burgmann ließ sich unsere Dienstbarkeit nach Art verwöhnter Mädchen mit unnachahmlicher Gleichgültigkeit gefallen. Dann wurde sie wärmer und jagte mit totem Ausgenußschlag zu Benno: „Worin ist für mich ein großes Fest; rufen Sie einmal, welches.“

Benno dachte angestrengt nach: „Die Frau Mama gibt eine Gesellschaft!“

Wiege schüttelte den Kopf. „Der Herr Papa wird Kommerziant!“

„Anfimm! — Raten Sie einmal!“

„Dennmal galt der tote Augenblick auf mich. Ich verrietete schnell ein Stückgebiet und sagte: „Gnädigstes Fräulein, fernst morgen Ihren Geburtstag.“

„Bravo! Stichtig geraten!“

Wiege schüttelte in die Hände und Benno trat auch unter dem Tische zu dem großen Jehen, daß ich die Engel im Himmel spielen hörte.

„Nun raten Sie auch mal, wie alt ich morgen werde?“

Wiege sah mich dabei ödentlich lebenswüdig an, so daß es mir warm in der Herzgrube wurde.

„Siehehn!“ plagte Benno because, ebe ich zu Wort kommen konnte.

„Rufen Sie doch!“

„Nein allergnädigstes Fräulein!“

„Ich möchte doch nicht gleich ein Superlativ — mein Zarterfühl vor einem solch poetischen Geheimnis erlaube es mir nicht, mit niedrigerer Zahl zu antworten. Ich werde mir gefast, Ihnen morgen als Lösung des Rätsels für jedes Lebensjahr eine Rosenkranz zu überreichen und...“

„Reizend, wirklich reizend! Sie sind heute der lebenswürdigste Gesellschaft, der mir je begegnet ist. Ihre Idee ist schmarant, wirklich schmarant. Der Lohn für solch eine hübsche Blumensprache soll nicht ausbleiben.“

Und während sie mir die schönen Hand zum Kusse bot, sah sie mich verheißungsvoll an.

„Ich werde selbstverständlich mitessen. Was wer richtig ist.“

„Nein, nein, Herr Flips, Sie brauchen nicht zu zagen. Ich werde Ihre Blumen nicht nehmen. Sie sind nicht auf die Idee gekommen und dürfen auch nicht mitessen.“

Vorsichtigerweise hatte ich meine Kräfte aus Benno Bereich gezogen, denn nach seinem Gesichtsausdruck zu

schließen, war er imstande, mich unter dem Tische totzutreten.

„Aber, wenn nur einer rät, hat das Blumensprache doch nur wenig Reiz und ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen, mein gnädigstes Fräulein, die allerhöchsten Kinder Floras zu Füßen zu legen.“

„Und ich verzichte auf dieses Vergnügen!“

Das war hart.

So gingen wir beide denn. Ich wie ein Triumphator, mit strahlendem Gesicht wie ein Honigtrugpferd, er wie ein geprügelter Sektarier. —

Vor dem ersten Blumenladen verabschiedeten wir uns. Ich trat ein und suchte 18 der schönsten Rosenknospen aus.

„Diese 18 Rosen senden Sie morgen früh vor 8 Uhr an Fräulein Wiege Burgmann in der Brühlstraße 8. Die Rechnung an mich, Verpackung so luxuriös, wie Sie fe haben. Kostpunkt ist Nebensache.“

Der Ladenjüngling verbeugte sich und versprach pünktlichste Ausführung meines Auftrages. —

Benno Flips brüllte indes finstere Nachenpläne. Abends hatte er seinen Plan gefaßt. Er zog seinen Paletot an und ging zu dem Blumenladen, in dem ich für Fräulein Wiege die Rosen bestellt hatte.

„Hat hier mein Freund heute morgen 18 Rosen bestellt, die an Fräulein Wiege Burgmann geschickt werden sollen?“ fragte er harmlos.

„Ja, wohl! Die Rosen werden morgen früh vor 8 Uhr an die angegebene Adresse geschickt. Wir haben sie noch nicht verpackt, damit sie frisch bleiben. Der Auftrag wird aber pünktlich ausgeführt.“

„So — schön! Haben Sie übrigens noch mehr von denselben Rosen?“

„Selbstverständlich. Soviel Sie haben wollen. Möglichenfalls lasse ich welche in dem Treibhaus schneiden. Genau dieselbe Farbe. Alles wunderschöne frisch. Exemplare.“

„Dann füge Sie der Sendung noch ein Duzend Rosen bei. Achtzehn ist eigentlich etwas wenig. Nichts! Sie es so ein, daß Sie morgen dreißig Rosen an Fräulein Burgmann schicken.“

„Ja, wohl! Wird pünktlich besorgt. Der Herr Fräulein wird mit uns zufrieden sein!“

„Und Fräulein Wiege auch!“ murmelte Benno — spitzbübisch lächelnd vor sich hin und ging. —

Als ich am andern Mittag nach Hause kam, sah ich ein Brief da für mich, der nach Heliotrop duftete und die Initialen B. M. trug.

Hurra! Der Dant für meine geniale Blumensprache! Die Sendung enthielt der Brief eine Einladung für mich zur Geburtstagsfeier oder zu morgen zu einem Ausflug, oder zum Tee oder — die Möglichkeiten waren gar nicht alle auszudenken. Vor Freude hätte ich mir selbst die Hand drücken und gratulieren müssen.

Herrn F. H. Fidelius, Hier.

Ich hatte wirklich nicht gedacht, daß Sie sich einen derartigen unpossessionen Scherz mit einer Dame erlauben würden. Daß ich nach solch einer Unart auf das Vergnügen Ihrer weiteren Veranstaltung verzichte, ist wohl selbstverständlich.

Lebrigens bin ich nicht 30, sondern 18 Jahre alt.

Mit der Ihnen gebührenden Achtung
Wiege Burgmann.

Hätte mein Vater mich pöblich entzogen, ich wäre nicht mehr erschrocken gewesen. Das war also der Erfolg meiner grandiosen Idee. Abgebitt! Ständig abgebitt! Und warum?

Lange blieb mir der Grund meines Mißerfolges ein Rätsel, bis ich am Morgen eine Rechnung des Blumenhändlers bekam über — 30 Rosen.

Meinem Kavalier Benno würde ich niemals vergeben haben, aber er ist vom Schicksal sehr schwer bestraft worden, denn Benno hat untere taubstimmige Liebhaft wirklich zur Frau bekommen.

— Fataler Ausbruch. Frau Schulse, Ihr Junge kam heute aber mit sehr schmutzigen Ohren in die Schule.

„Ach, lassen Sie doch Gras darüber wachsen, Herr Lehrer.“

— Ein Sektierer. W. (Obermann): „Ich kann Ihnen die Ehe nur empfehlen; Sie werden sehen, daß Sie in jeder Beziehung billiger leben!“

W. (Jungferle): „Gib, deshalb bin ich mißtrauisch — was billig ist, langt gewöhnlich nicht!“